

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 24.

Düsseldorf, 16. Juni

1917.



## Bei der Heuernte in Nordfrankreich.

Französische Bauernmädchen und Frauen arbeiten mit unter Aufsicht deutscher Soldaten.

Phot. Obr. Lohde.

# Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

\* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

9. Fortsetzung.

Fräulein stürzte auf Egon zu. Ein Schrei erschütterte die Luft. „Fred!“  
Und da fand man sie, wenige Schritte von ihrem Gute entfernt. Rein und schlank lag ihr halb kindlicher Leib, über den schon in so jungen Jahren so schweres Leid dahingegangen war, zwischen Gestirb und Geröll ausgestreckt. Es war ein erbaumungswürdiger Anblick, und trotzdem atmete Egon auf, als er sah, wie sich die Brust des Mädchens unter dem dünnen Sommerkleid hob und senkte. Sie war also nicht tot.

Unter Schluchzen kniete der junge Mann bei der dahingestreckten Schwester nieder. Was Egon ehrfurchtsvoll sonst nicht gewagt hatte, das tat er. Er befühlte die jungen Glieder. Sie schienen nicht gebrochen zu sein. Er legte sein Ohr an das Herz der Verunglückten, es schlug noch, wenn auch unruhig und fieberisch.

„Wir können Gott danken,“ sagte Egon ernst, „es scheint, als sei sie, bewußt oder unbewußt, vor der hereinbrechenden Katastrophe geflohen, so daß sie nur noch das davongeschleuderte Gestein, nicht aber die volle Wucht der Erdmassen erreichten. Das wichtigste ist, daß du frisches Wasser holst und sie abwäschst.“

Fräulein beeilte sich, der Anweisung des Freundes nachzukommen.

Jetzt sah man deutlich einen breiten roten Streifen, der über ihre Augenlider hinweg lief und den Ingenieur tief erschreckte.

„Du mußt unbedingt sofort zum Arzt, Gustav,“ sagte er.

Fräulein zögerte einen Augenblick.

„Ich werde bei ihr Wache halten. Sei ruhig, sie ist bei mir jetzt in ebenso guter Hut wie bei einem Bruder.“ Fräulein rannte den Weg hinab und war bald dem nachsehenden Freunde aus den Augen verschwunden.

So blieb Egon mit Hilde allein. Zunächst entfernte er die Arbeiter. Auch jetzt, durch die allmächtige Hand des Schicksals mitten in die Entscheidung seines Lebens gerissen, vergaß er doch seine Aufgabe nicht. Die Zeit drängte ja. Jede Stunde war gewonnen, in der man den schon auf der anderen Seite des Berges arbeitenden Kollegen früher entgegenkam. So schickte er denn die Arbeiter mit ihrem Handwerkszeug zur Explosionsstelle aufwärts, um dort mit Menschenkraft weiter zu schaffen, wo ihnen die Naturkraft des Dynamits den Weg gebahnt hatte.

Da regte sich Hilde. Sofort beugte er sich zu ihr nieder. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht und versuchte mit einem tiefen Seufzer die Augen zu öffnen. Aber es ging nicht, und mit leisem Schmerzensschrei sank sie wieder zurück.

„Sie tun so weh. Ich bekomme sie nicht hoch!“ klagte sie.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Hilde!“ sprach er zu ihr. „Ihr Bruder ist schon nach der Stadt und wird bald den Arzt bringen.“

Als sie seine Stimme hörte, zuckte sie von ihm fort, als wolle sie entfliehen. „Wo bin ich?“ fragte sie schließlich mit leiser Stimme.

„Sie sind spazieren gegangen, Fräulein Hilde, als hier eine natürliche vorzeitige Explosion entstand. Sie befinden sich hier an der Unfallstelle!“

Er berührte zart ihre Hand, um sie von seiner Nähe zu überzeugen. Aber Hilde fuhr vor seiner Berührung zurück, als wolle er sie morden.

„Wenn Sie wirklich noch einige Achtung vor mir haben, Herr Graf,“ flehte sie angstvoll, „so entfernen Sie sich und ersparen mir die Qual, Sie noch einmal zu sehen!“

Und dann sank sie infolge der tiefen Aufregung von neuem in Ohnmacht.

In diesem Augenblick trat Fräulein mit dem Arzt ein, den er sofort, trotz seines Sträubens, mitten aus der Sprechstunde mit sich geschleppt hatte. Unterwegs war ihm in fliegender Eile der Fall erklärt worden.

\* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.

Die Redaktion.

Der Arzt war zufällig derselbe, welcher Gräfin Clara bei ihrem Tode behandelt hatte. Er erkannte Friedrich sofort wieder und redete ihn mit „Herr Graf“ an, ohne daß dies in der allgemeinen Aufregung aufgefallen wäre.

Der Arzt beugte sich zu Hilde nieder und untersuchte sie. „Sie können Ihr Fräulein Schwester nach Hause transportieren,“ sagte er zu Fräulein. „Und besorgen Sie umgehend eine Krankenschwester!“

## 16. Kapitel.

An den Bäumen begannen sich die Blätter allmählich braun zu färben. Der späte August goh noch einmal alles Licht und alle Wärme des Sommers über die kleine Stadt in den Bergen.

Egon Friedrich ging über den Marktplatz, um Fräulein aufzusuchen, von dem er seit einer Reihe von Tagen nichts gehört hatte. Er wollte sich nach Hildes Befinden erkundigen und zugleich dem Freunde mitteilen, daß der Bahnbau beendet sei und ihn also nichts mehr an die Stadt fesselte. Der Einweihung in den nächsten Tagen würde er ja mit Rücksicht auf die Behörden noch beiwohnen müssen. Dann war seine Arbeit hier erledigt.

Sein Fuß schritt durch das braune Laub, das die alten Lindenbäume am Marktplatz verschwenderisch um sich streuten. Wie das Laub so war sein Leben geworden, in einem Sommer geworden. Er dachte daran, wie er Jünger hier zum ersten Male gesehen, dachte an die himmelstürmenden Wogen seiner Leidenschaft. Und dann kam die allmähliche Enttächtigung, die Wahrheit, die Katastrophe. „Arme Schönheit“ sagte er zu sich, „du hast keine Schuld daran. Warum hat dich die Natur so herrlich ausgestattet, daß man dich nicht sehen kann, wie du bist? Hätte ich weniger erwartet, mir wäre mehr zuteil geworden!“

Die Ereignisse des Sommers lebten wieder in ihm auf. Er hatte seine Mutter verloren, er hatte seinen Vater wiedergefunden, er hatte erleben dürfen, daß sein Freund um seine Schwester warb. Und nun ging er, und schwere Schuld fesselte ihn an die blinde Hilde.

Er trat in Fräuleins Wohnung ein. Der Freund empfing ihn mit dem Finger auf dem Mund.

„Wie geht es?“ fragte Egon.

„Wir wissen schon garnicht mehr, was wir tun sollen! Sie fällt von Tag zu Tag mehr ab. Sie schläft viel. Aber auch wenn sie wach ist, spricht sie wenig, und es scheint, als ob sie sich innerlich verzehre.“  
Drimmen im Zimmer stellte er den Freund seinen Eltern vor. Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Arzt eintat.

Frau Fräulein stürzte auf ihn zu.

„Was haben Sie bei meiner Tochter gefunden?“

Der Arzt zauderte. Er warf einen Blick auf Egon. Dieser verstand. Er erhob sich.

„Würde der Herr Doktor vielleicht gestatten, daß ich einmal Fräulein Fräulein sehe?“

„Der Herr Oberingenieur ist ein alter Freund von uns!“ fügte Gustav erläuternd hinzu.

Der Arzt verbeugte sich.

„Ich habe um so weniger dagegen einzuwenden, als meine Patientin augenblicklich schläft. Aber auch während des Wachens kann ihr Gesellschaft nicht schaden, die auf andere Gedanken bringt!“

Leise trat Egon näher. Da lag sie in ihrem kleinen, schmalen, weißen Mädchenbette, von dessen zartem Leinen sich ihr blasser Krankentopf kaum abhob. Quer über die Augenlider hinweg lief wie eine Anlage noch immer die tödliche Narbe der Wunde. War es eine Folge des Leidens oder schien es ihm nur so, daß ihre Züge in den wenigen Wochen die er sie nicht mehr gesehen hatte, älter und reifer geworden waren? Gerührt beugte er sich auf sie herab. Die Kranke bewegte sich unruhig im Schlafe. Sie warf sich hin und her, ihr Gesicht zuckte, als täte man

ihr weh. Jezt flüsterte sie. Friedrich, der angestrengt horchte, glaubt seinen Namen zu hören.

Er sah sich um. Niemand war da, der ihn hätte belauschen können. Da beugte er sich ganz über sie und küßte sie zart und schnell auf die wunden Lippen und auf den zuckenden kleinen Mund. Es war wie ein heiliges Gelöbniß.

Dann entfloß er aus dem Krankenzimmer wie ein Dieb.

Friedrich tastete sich durch das dümmrige Licht, bis er die Klinke der Wohnzimmertür fand.

Der Arzt war noch immer da. Frau Fritzsche hatte das Gesicht in den Händen verborgen und Friedrich hörte, wie sie qualvoll und vernehmlich schluchzte. Der alte Herr Fritzsche ging, die Hände auf dem Rücken, in sichtbar erregter Stimmung im Zimmer umher. Gustav sah am Fenster und starrte hinaus.

„Die Sache ist nämlich die,“ wandte sich nun der Arzt erklärend an Friedrich, „daß ich mein Möglichstes getan habe, um Fräulein Fritzsche das Augenlicht durch normale Behandlung zu retten. Aber ich muß gestehen, daß ich hiermit am Ende meiner Kunst bin. Die Augen werden immer schwächer, und wenn auch der übrige Körper allmählich erstarrt, so tut er das nur auf Kosten der Augen. Bald werden die Augennerven ganz ihr Reaktionsvermögen verloren haben, und dann ist die Blindheit unvermeidlich. Um das vielleicht, ich betone vielleicht, zu vermeiden, gibt es nur noch ein Mittel.“

„Und welches ist das?“ fragte Friedrich.

„Fräulein Fritzsche muß zu Scheimrat Wendelin in die Klinik gebracht werden und sich dort einer Operation unterziehen.“

„Ich lasse mein armes Kind nicht operieren!“ rief Frau Fritzsche.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Was du da sagst, ist ein veraltetes Vorurteil,“ sagte Herr Fritzsche zornig.

„Ja, es ist ein Vorurteil,“ wiederholte Egon langsam. „Gewiß, eine Operation ist nichts, was man auf die leichte Schulter nehmen

darf. Man soll sich zu ihr immer erst entschließen, wenn kein anderes Mittel mehr übrig bleibt. Aber dieser Fall ist hier doch, wenn ich den Herrn Doktor richtig verstehe,“ — der Arzt nickte zustimmend mit dem Kopfe — „eingetreten. Bedenken Sie, wenn Ihr Kind — was Gott verhüten möge — hier blind im Hause umherginge, von jedem Lebensgenuß abgeschnitten, und Sie sich immer sagen müßten, daß Sie es durch eine rechtzeitige Operation vielleicht noch hätten retten können!“

„Nein, nein!“ schluchzte Frau Fritzsche, „das will ich nicht.“ Sie hob ihre weinenden Augen zu Friedrich. „Sie haben grausam gesprochen, aber Sie haben mich überzeugt. Ich willige ein.“

Fritzsche drückte Friedrich nur stumm die Hand.

„Dann werde ich alles Nötige zur morgigen Überführung der Kranken vorbereiten!“ sagte der Arzt. „Vor allem muß ich dem Herrn Scheimrat telegraphieren. Ich empfehle mich!“

„Ich begleite Sie, Herr Doktor!“ rief Friedrich, der die Familie jetzt mit sich allein lassen wollte, und verabschiedete sich.

Auf der Straße sagte der Arzt:

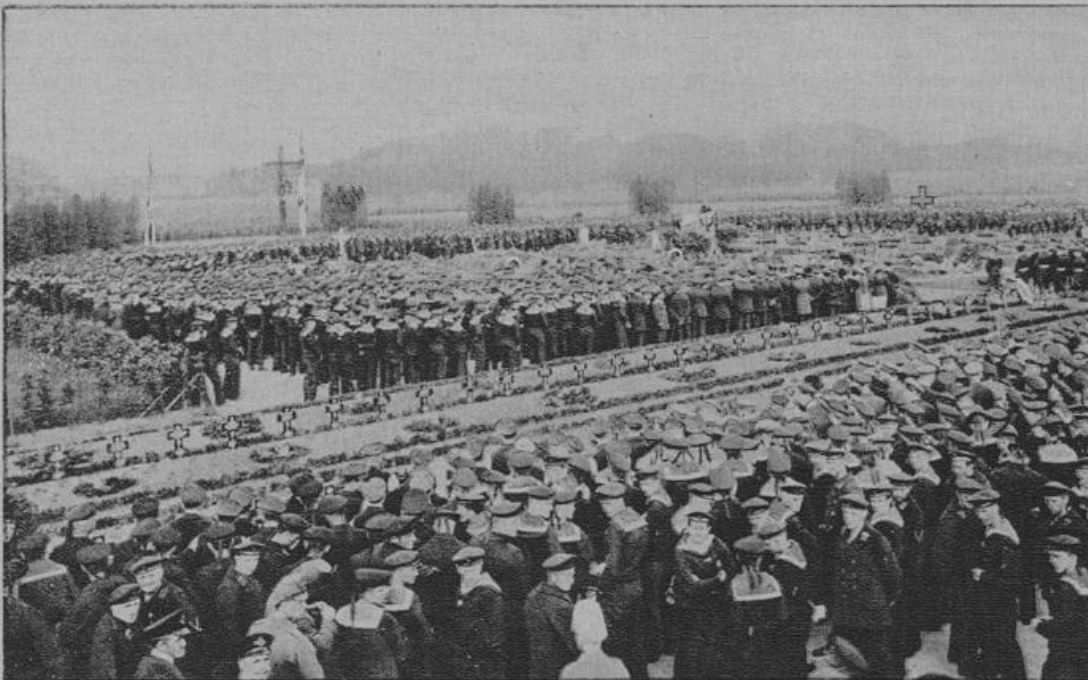
„Es ist für einen Arzt besonders schwer, die Leute von dem zu überzeugen, was doch nur ihr Bestes ist.“

„Das ist menschlich,“ antwortete Friedrich und fügte leise lächelnd hinzu: „es geht nicht nur dem Arzt so!“

## 17. Kapitel.

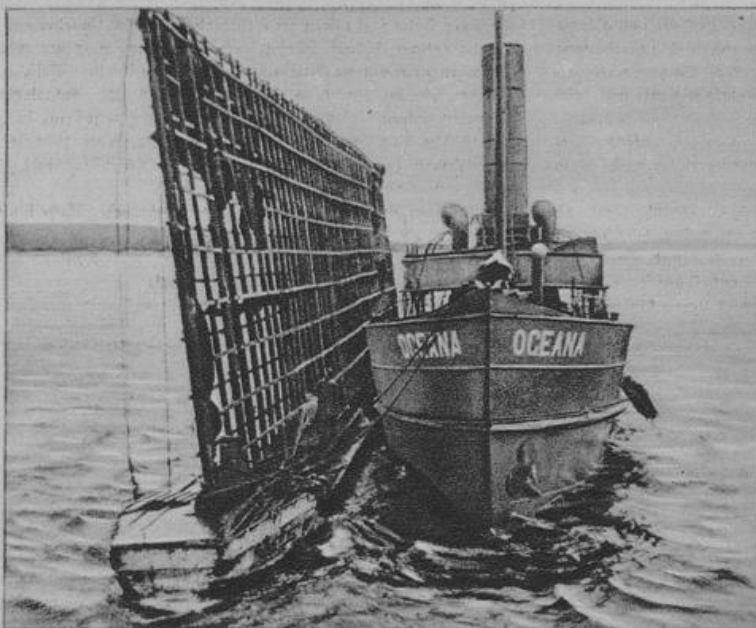
Der Fabrikbesitzer Reinhard befand sich seit einigen Tagen in gehobener Stimmung. Er hatte Inge Salten und Egon Friedrich unausgeseht beobachtet und natürlich bemerkt, daß die Besuche des Letzteren aufgehört hatten. Sein Weizen schien der Blüte nahe. Da hatte er auch eines Tages den alten Salten getroffen, und dieser hatte ihm unter der Hand zu verstehen gegeben, daß zwischen Egon und Inge alles aus sei. So hatte er denn kurzer Hand beschlossen, nochmals mit einem persönlichen Besuch bei Inge sein Glück zu versuchen.

Er traf den Vater an der Haustür, im Begriff wieder in sein Büro



Stagerrat-Gedenkfeier in Wilhelmshaven: Feldgottesdienst auf dem Ehrenfriedhofe.

Zum Gedenken der in der Seeschlacht am Stagerrat gefallenen deutschen Seehelden fand am Jahrestage der ruhmvollen Abwehr des an Gefechtsstärke weit überlegenen Feindes eine würdige Feier statt. Die an der Schlacht beteiligt gewesenen deutschen Schiffe hatten Abordnungen entsandt und auch Admiral Scheer, der Leiter der deutschen Streitkräfte, sowie Vizeadmiral von Hippel waren mit vielen Offizieren erschienen. Daneben legten Vertretungen der Jadeschiffe, militärischer Vereine und von Jugendwehren viele Erinnerungskränze an den Gräbern nieder.



Zielschießen bei der englischen Marine; die Scheibe wird ausgebracht.

Nach englischer Darstellung.

zu gehen, dagegen empfing ihn Frau Salten mit größter Liebenswürdigkeit und nötigte ihn in das Zimmer.

Junge war so stolz und unverändert, daß sich Reinhard überrascht fragte, ob das wirklich eine Frau sei, der soeben ihr eigentliches Lebensglück, wie er zu wissen glaubte, gescheitert sein mußte. Höflich und zuvorkommend läuschte Junge seinen Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien, aber kein Wort verriet, daß sie irgend ein Leid drückte, und seinen Versuchen, sie auf dieses Thema zu bringen, begegnete sie mit einer scheinbar verständnislosen Verwunderung. Nur eins fiel ihm auf: daß sie nämlich während der ganzen Zeit einen gewissen würdevollen Ernst bewahrte und niemals lachte. Dadurch fand er den verlorenen Faden wieder. Und er bewunderte ihre Klugheit, die ihm eine Bürgschaft mehr für ihr zukünftiges Glück zu sein schien.

„Wie steht es mit Ihrer Fabrik?“ fragte Junge im Laufe des Gespräches.

„Gut. Glänzend!“ antwortete Reinhard strahlend. „Wir werden in den nächsten Tagen den Rohbau durch eine kleine Festlichkeit einweihen. Ich hoffe, die Herrschaften werden mir zu dieser Gelegenheit auch das Vergnügen machen.“

Saltens dankten und versprachen zu kommen.



Britische Schiffsgeschütze an der Westfront: Vorbereitung für den Schuß.

Nach englischer Darstellung.

„Ja,“ fuhr Reinhard fort, und sein gescheites Gesicht glänzte vor Behagen „mir sind von Berlin aus schon hunderttausend Mark Nutzen geboten worden, wenn ich die Sache verkaufen wollte. Aber ich werde mich hüten! Die Fabrik soll mir noch viel mehr bringen!“

Frau Salten strahlte. Ein Mann, der so hunderttausend Mark Nutzen ausschlagen konnte, das war ein Schwiegersohn nach ihrem Herzen.

Aber dann machte sie sich einen Vorwand, entschuldigte sich und verschwand in der Küche. Als er glaubte, seinen Besuch lange genug ausgedehnt zu haben, wollte sich Reinhard erheben und gehen. Er tat es ungern, denn der Zauber, den Jnges Schönheit auf ihn ausübte, war stark. Hier neben ihm sah alles, was er sein Leben hindurch mit

„Mein Vater sagt mir, Herr Reinhard,“ fing Inge wieder an, „daß Sie ihn gebeten hätten, Ihre seinerzeitige Bewerbung um mich bei mir zu erneuern und zu unterstützen. Er hat das in einer Weise getan, aus der ich ersehen konnte, daß Sie ihm als Schwiegersohn angenehm wären. Ich bin von Jugend auf gewöhnt, in allen Dingen den Rat meiner Eltern zu befolgen. Aber zuvor möchte ich Sie doch erst fragen, ob Sie auch mir gegenüber jetzt Ihren Antrag aufrecht erhalten?“

„O, Fräulein Salten“ — stieß Reinhard hervor. Mehr konnte er nicht sagen, aber seine Augen sprachen für ihn.

Seine wortlose Ergebenheit rührte Inge, und in etwas weniger trocken-sachlichem Tone als bisher fuhr sie fort:

„Dann bin ich die Ihrige!“



Rumänische Fischer und Besatzungstruppen in der Nord-Dobrußja.

Phot. Max Wippelring.

Schmerzen entbehrt hatte, seltene Schönheit, Feinheit des Wesens, Gewandtheit in gesellschaftlichen Formen.

Er berauschte sich in ihrer Nähe an dem Gedanken, daß ihm dies alles gehören würde und wie sehr ihn darum alle beneiden müßten. Wenn sie ihn ansprach und dazu mit ihren großen blauen Augen ansah, konnte der sonst nicht leicht in Verlegenheit zu setzende Mann erröten wie ein Schultnabe, der durch das Examen zu fallen fürchtet.

Aber Inge hielt den Aufbrechenden zurück, sie hatte einen Entschluß gefaßt.

„Nehmen Sie noch einmal Platz, Herr Reinhard!“ sagte sie zu dem ganz verduht vor ihr stehenden Manne. „Ich bin der Meinung, daß man Dinge, die einmal erlebigt werden sollen, garnicht rasch genug erlebigen kann!“

Reinhard setzte sich und Inge musterte ihn kühl von oben bis unten. Dem Manne wurde unter ihrem scharfen, beobachtenden Blicke schwül zumute.

Inge hielt ihm die Hand hin, die er zärtlich küßte. Dann öffnete sie die Tür und rief ihre Mutter.

„Darf ich bitten, Mama? Herr Reinhard hat soeben um meine Hand angehalten und ich habe ihm mein Jawort gegeben.“

Frau Salten tat außerordentlich gerührt.

„Gott segne Euch, meine Kinder!“

Beide senkten den Kopf unwillkürlich unter dem mütterlichen Segen.

Dabei sah Inge zufällig nach Reinhard hin und bemerkte um seine Lippen ein feines, mühsam unterdrücktes Lächeln, und dieses fand seinen Abglanz bei ihr, sie lächelten sich mitten in dem „feierlichen Moment“ an. Es war das erste Mal seit längerer Zeit, daß ein humoristischer Zug auf ihre Antlitz trat. Die gleiche Abneigung Reinhard's gegen die „Feierlichkeit“ die ihr auch eigentümlich war, berührte sie angenehm und ließ die Hoffnung in ihr aufleuchten, daß solche Gleichheit der Empfindungen doch noch ein gewisses bescheidenes Lebensglück verbürgen möchte.

Dann sahen sie noch einige Zeit beisammen und besprachen die Zukunft. Es zeigte sich auch hier, daß Inge und Reinhard eine verwandte Lebensauffassung hatten. Im Sommer würden sie hier in der Stadt leben, wo ja doch Reinhard seine Fabrik hatte, und während der Saisonmonate des Winters in Berlin. Sie würden ein Haus führen, in dem Reinhard seine Geschäftsfreunde bei sich sehen könnte. Gestattete es die Zeit, so wollten sie zusammen reisen und die Welt sehen, von der sie beide noch nichts wußten.

Inzwischen kam Salten aus dem Büro und drückte Reinhard erfreut die Hand.

Als dieser sich endlich verabschiedete, um die Verlobungsanzeige in das Vorkalblatt einrücken zu lassen, und Inge da wieder die Hand küßte, sagte Frau Salten entschlossen:

„Aber Inge, du hast ja deinem Bräutigam noch gar keinen Ruf gegeben!“

Reinhard sah erschrocken und wehmütig auf Inge.

Langsam hielt ihm Inge die Lippen hin, die er zärtlich und vorsichtig küßte. Es überließ Inge, als gößte ihr jemand einen Eimer kalten Wassers in den Nacken. Aber sie biß die Zähne zusammen und lächelte ihren Verlobten freundlich an.

### 18. Kapitel.

Die Klinik des Geheimrats Wendelin lag in einer der vornehmen Privatstraßen des Berliner Westens. Wenige Schritte davon sauchten die „Elektrischen“, tuteten die Automobile, drängte und schob sich eine aufgeregte Menschenmenge dem Erwerbe nach. Aber hier herrschte die völlige Ruhe, kaum daß Menschen vorübergingen, kaum daß ein rasch dahinjagendes Automobil die Einsamkeit belebte. Man hätte sich in eine stille Provinzstadt veretzt glauben können.

Dafür herrschte in der schloßartigen Klinik das lebhafteste Treiben. Auch hier ohne jeden Lärm. Geräuschlos eilten die hell gekleideten Krankenschwestern und die Krankendiener auf Filzschuhen hin und her, mitunter von einem Besuch oder einem der in ihre weißen Kittel gekleideten Assistenzärzte angerufen. Ordnung und Ruhe, das waren offenbar die beiden Götter des Hauses.

Egon Friedrich durchschritt die Wartezimmer. Sie waren voll von bald ängstlichen, bald zuversichtlichen Menschen, die alle den Geheimrat sprechen wollten. Aber seine Freunde waren nicht darunter.

So blieb er denn auf dem Korridor, um den Geheimrat abzufangen.

Nach einer halben Stunde Wartens kam der Arzt die breite Freitreppe herunter. Er war eine sofort auffallende, bedeutende Erscheinung. Seine große Gestalt war trotz des hohen Alters hoch aufgerichtet. Aber dem weißen, fast tolett gepflegten Barte leuchtete ein willensstarkes, schmales Gesicht, nicht ohne Härte. Friedrich zählte, daß der Geheimrat während der fünf Minuten, die er mit den Assistenzärzten verplauderte, drei russische Zigaretten rauchte und ihre Reste achtlos auf die Erde warf. Aber in dem hageren Gesicht des großen Arztes suchte seine Miene, und man hätte ihn, wenn nicht diese kleinen Zigaretten gewesen wären, für das Muster eines eisernen Menschen halten können.

Als Wendelins Blick auf Friedrich fiel, benutzte dieser die Gelegenheit, sich zu verbeugen und vorzustellen.

„Graf Lalenburg!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Geheimrat kurz.

„Ich wollte um freundliche Auskunft über eine junge Dame bitten, die heute operiert werden soll.“

„Am wen handelt es sich, bitte?“

„Am Fräulein Frisch.“

„Sie sind ein Verwandter?“

Friedrichs Herz schlug.

„Ich bin der Bräutigam der jungen Dame.“

Einer der Assistenzärzte trat auf den Geheimrat zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Ah so. Die Operation wird in Kürze vor sich gehen. Es handelt sich um einen einfachen Fall. Einige beschädigte Nerven müssen ent-

fernt werden, damit die übrigen wieder ungestört arbeiten können. Es sind zum Glück keine wichtigen Nerven verletzt.“

„Herr Geheimrat glauben also, daß Fräulein Frisch ihre Sehkraft wieder gewinnen wird?“

„Das ist wahrscheinlich. Vorausgesetzt, daß die Operation glückt.“

„Und sind Aussichten für einen glücklichen Ausgang vorhanden?“

„Das sind sie immer. Bestimmtes kann ich Ihnen nicht sagen. Ich tue meine Pflicht. Das Abtrige steht in Gottes Hand!“

Und der Geheimrat schritt mit einem kurzen Kopfnicken vorüber. Friedrich drehte sich halb getröstet und halb noch mehr deunruhigt um. Hinter ihm stand Gustav.

„Da hörst du es! Mehr ist nicht möglich gewesen, während der ganzen Behandlung aus ihm herauszubekommen. Es ist sehr lieb von dir, daß du hergekommen bist.“

Sobald wurde Hilde in den Operationsaal gebracht. Bleich und aufgeregter traten die Eltern zu Friedrich und drückten ihm die Hand. Frau Frisch hatte rotgeweinte Augen und bemühte sich vergebens, gefaßt auszugehen. Auch dem Vater merkte man das Mühsame seiner Selbstbeherrschung an.

„Er ist jetzt bei Hilde,“ flüsterte Gustav den Eltern zu.

Die Mutter stieß einen leisen Schrei aus. Der Vater wurde noch eine Schattierung bleicher und preßte die Hand auf das Herz.

„Möge Gott ihr zur Seite stehen! Sie ist unsere einzige Tochter.“

Frau Frisch war an das Fenster getreten. Als sich Egon nach ihr umsah, bemerkte er, daß sie mit leidenschaftlicher Inbrunst betete. Ihre Lippen bewegten sich hastig, aber tonlos, und nur an dem Ausdruck ihrer Augen war zu erkennen, daß sie mit ihrem Gott sich allein fühlte. Da packte es auch Friedrich, und er trat abseits, um seinen überquellenden Gefühlen Ausdruck zu geben.

„Herrgott!“ betete er, „die ganze Schuld liegt an mir, der ich mich nicht genug geprüft hatte trotz meines schon ergrauenden Haares. Muß dafür jemand büßen, so trifft den wahren Schuldigen, trifft mich, aber laß nicht das Kind Zeit seines Lebens unglücklich werden, das nichts gefündigt hat, als daß es mich zu aufrichtig liebte!“

Einer der weiß gekleideten Assistenzärzte kam aus dem Zimmer gestürzt und wollte an ihnen vorüberhasten.

„Wie steht es, Herr Doktor?“ hielt ihn Gustav auf.

Der Arzt riß sich los.

„Ich habe keine Zeit. Der Fall ist ernster, als wir geglaubt haben!“

Frau Frisch weinte laut.

„Fasse dich, liebes Kind!“ tröstete sie der Gatte sanft. „Gutes und Schlechtes ist Schidung; wir Menschen können nichts Besseres tun, als es mit Fassung ertragen!“

Egon kam sich wie ein Verbrecher vor. Daneben rang das junge Leben um sein Glück, und das alles durch ihn. Eine qualvolle halbe Stunde verging. Dann öffnete sich die Tür des Operationszimmers, und der Geheimrat trat mit seinen Assistenten heraus. Noch auf der Türschwelle blinkte schon die goldene Dose in seinen Händen, und er zündete sich die unvermeidliche Zigarette an. Aber die frauenhaft feinen und gepflegten Hände bebten dabei so wenig, als hätte ihr Besitzer nicht die geringste Aufregung hinter sich.

Da bemerkte Wendelin die ihn angstvoll erwartende Gruppe, und sofort näherte er sich, wobei ein freundliches Lächeln selbstsam weich seine steinernen Züge löste.

„Ich gratuliere!“ sagte er einfach und reichte dem Vater die Hand.

Frischs Gesicht verklärte sich mit einem Male in einer wahrhaft rührenden Weise.

„Sie wollen sagen, Herr Rat —“ stammelte er.

„Wir haben das liebe Kind über die schlimme Sache hinweg gebracht, natürlich! Es ging doch nicht an, so ein hübsches junges Geschöpf erblinden zu lassen!“

Frau Frisch beugte sich über des Arztes Hand und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen. Der Geheimrat ließ es ruhig geschehen. Er war an derartige menschliche Gefühlsäußerungen gewöhnt. Die Zigarette flog

n die Erde, und er zündete sich sofort eine neue an. Jetzt, nach der Arbeit kam eine gewisse Gesprächigkeit über ihn und mit verbindlichem Tone wandte er sich an die Fragenden:

„Ihr Fräulein Tochter ist vollständig gerettet, es ist nicht das Geringsste mehr zu befürchten. Sie muß noch drei Wochen bei mir bleiben, damit die Sache ausheilt. Während der Zeit können Sie sie täglich eine halbe Stunde sprechen. Aber nicht länger und keine Aufregung! Nach den drei Wochen kann sie zu ihnen ins Hotel ziehen und braucht sich nur täglich hier vorzustellen. Dann kann sie tun und lassen, was sie will!“

Friedrich war noch ganz betäubt. Sein Gebet war also erhört worden! Da fiel der Blick des Geheimrats auch auf ihn. Wendelin lächelte.

„Ich glaube, Sie sind mir am meisten dankbar,“ sagte er freundlich. „Und Sie haben sicher auch den meisten Grund dazu.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Geheimrat!“

Ein Assistenzarzt kam.

„Herr Geheimrat, Nummer sieben!“

„Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!“

Und Wendelin ging wieder an seine ernste Arbeit.

Wenn auch das Schwere als überwunden gelten konnte, so vergingen doch der auf die Genesung Hildes hartenden Familie noch drei Wochen in Bangen, während dieser täglich ein oder zwei von ihnen die Kranke besuchten und ihr vorsichtig tastend den Zusammenhang mit der so lange verschlossen gewesenen äußeren Welt zurückgaben. Sie fanden Hilde zu ihrer Freude nur wenig verändert gegen früher, nur viel ernster und gemessener geworden und völlig abgeneigt, die Ereignisse, welche zu ihrem Leiden geführt hatten, auch nur flüchtig zu erörtern.

Trotzdem wagte es Gustav eines Tages, von Mitleid mit dem

Freunde bewegt, den er sich täglich mehr und mehr verzeihen sah, seinen Namen bei einem Besuche zu nennen.

Hilde lag erschöpft und doch fröhlich auf ihrem Bett. Noch war ihr Kopf den größten Teil des Tages mit schwarzen Binden umwickelt, aber sie hatte doch bereits flüchtig in das Antlitz der goldenen Sonne blicken dürfen, sie hatte die Gewißheit, daß sie nicht erblinden würde, und sie empfing das einst in der Leidenschaft fortgeworfene Leben aus den Händen des Arztes mit innigem Danke als ein kostbares Geschenk zurück. Ihre Stimmung gewann an Hoffnungsglücke.

Gustav beschloß, sich diese weiche und glückselige Stimmung zunutze zu machen.

„Weißt du auch, Hilde, daß außer Vater, Mutter und mir noch jemand bei deiner Operation anwesend war und nicht weniger sehnlich als wir auf deine völlige Genesung wartet?“ fragte er so harmlos wie möglich.

Hilde zuckte zusammen. Sie wußte, was jetzt kommen würde, sie hatte es seit der Wiedertekehr ihres bewußten Denkens gefürchtet und sie versuchte, ihm jetzt ängstlich auszuweichen.

„Ich wußte niemanden auf der Welt außer Euch, dessen Anwesenheit in Berlin für mich irgend ein Interesse haben könnte, Gustav!“

„Aber du vielleicht für ihn!“

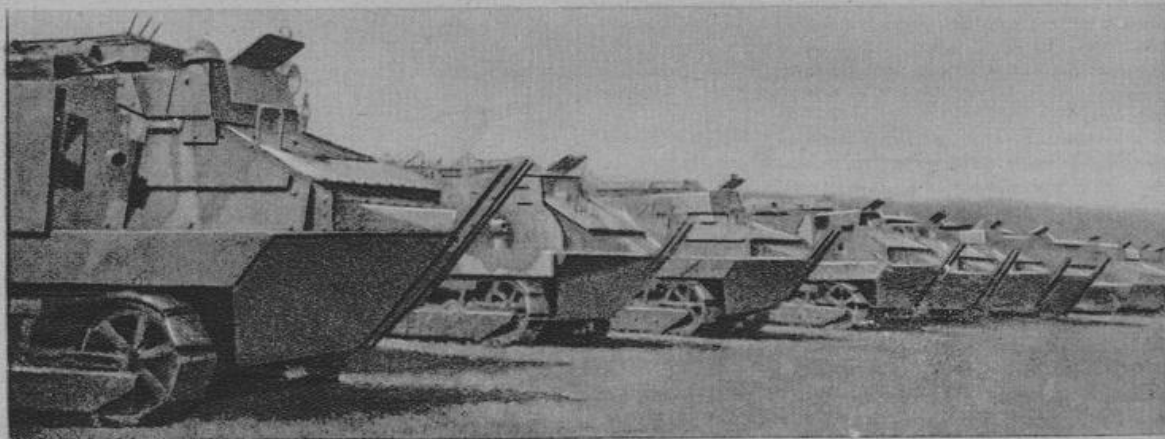
„Auch das nicht, Gustav!“ erwiderte sie mit fester Stimme.

„So, dann meinst du wohl, daß Egon Friedrich Valenburg unferne wegen sich seit Wochen in Berlin aufhält, daß er keinen besonderen Grund hatte, früher zur Operation zu kommen, als wir und daß er zwecklos täglich fragt, wann du die Klinik verlässt?“

Nun war es heraus. Gustav sah seine Schwester besorgt an, ob ihre die Eröffnung auch nicht schaden werde. Aber Hilde lag scheinbar so ruhig da, als ginge sie die ganze Sache nichts an.



Major Bossut, Gruppenchef der französischen Angriffsartillerie, vor seinem Führungswagen. Daneben Leutnant Boucheron. Bossut fiel beim Angriff, Boucheron wurde verwundet.  
Nach französischer Darstellung.



Französische Panzerwagen, die vor dem Angriff an der Aisne zur Besichtigung aufgeföhren sind.  
Nach französischer Darstellung.

„Ich kann dabei nichts Besonderes finden, Gustav. Er ist doch dein bester Freund, und es ist nur natürlich, daß er an deinen Angelegenheiten einen freundschaftlichen Anteil nimmt.“

„Aber er nimmt den Anteil durchaus nicht an mir, sondern an dir!“

„Das ist sehr freundlich von ihm. Aber du irrst dich, Gustav, wie du seine Anteilnahme beurteilst!“

„Das ist nicht gut möglich, Hilde! Er hat mir selbst eingestanden, daß er dich liebt, und auch die Eltern wären damit sehr einverstanden!“

„Wann hat er dir denn das Geständnis gemacht, von dem du redest?“

„Noch zu Hause, als wir alle für dein Augenlicht fürchteten!“

„Daran kannst du sehen, wie es von ihm gemeint war. Als ritterlicher Freund bedauerte er das mir zugestohene Unglück und wollte mich durch seine vorgebliche Liebe darin trösten.“

„Hilde, du irrst dich!“

„Ich irre mich nicht, Gustav! Es wäre nicht schön, ihn jetzt, wo die Verhältnisse anders geworden sind, an sein flüchtiges Mitleid binden zu wollen. Außerdem weiß ich, daß dein Freund bereits anderweitig liebt!“

„Wen denn?“

„Junge Salten!“

„Fritsche lachte.“

„Daß du auch immer so gut unterrichtet bist! Junge Salten ist ja öffentlich verlobt!“

„Hildes Atem stockte.“

„Mit wem denn?“

„Nun, mit Herrn Reinhard!“

„So, das wußte ich allerdings nicht, Gustav! Aber das ändert doch nichts an der Sache. Ich meine, daß man, um die Bewerbungen

eines Mannes anzuhören, den Mann lieben muß. Wie es später einmal sein wird, kann ich ja nicht wissen. Und ich liebe ihn nicht.“

Jeden Tag, wenn Hilde Fritsche aus dem Portal des von ihren Eltern bewohnten Hotels trat, in das sie aus der Klinik entlassen war, um den Geheimrat zur Untersuchung aufzusuchen, sah sie auf der gegenüberliegenden Seite Egon stehen und ungeduldig auf sie warten. Und jedes Mal trat sie sofort ins Hotel zurück und verließ es erst wieder, wenn sie gesehen hatte, daß er sich entfernte.

Seit ihrer schroffen Abfage an ihn durch den Bruder, welche ihm Gustav kopfschüttelnd mitgeteilt hatte, hatte der junge Graf nur einen Wunsch, Hilde selbst zu sprechen. Dann würden, hoffte er, alle Mißverständnisse zwischen ihnen sich auflären und der Weg zu ihrem Glück geebnet sein.

Er merkte wohl, daß sie ihm auswich, und er sann darüber nach, wie er sie zu einer Unterredung zwingen könne. Und eines Tages, als Hilde gerade aus der Klinik getreten war, sah sie ihn ganz plötzlich neben sich so daß es ihr unmöglich war, ihm zu entfliehen. Ihr Herz schlug ihr in der alten Liebe bis zum Halse, und wenn Egon in ihr Inneres hätte sehen können, wäre ihm froher zumute gewesen. Aber sie verhärtete sich. Nein, er sollte nicht ahnen, daß weder Schmerz noch Krankheit vermocht hatten, ihre Gefühle für ihn zum Schwinden zu bringen. Ruhig sah sie ihn an:

„Warum verfolgen Sie mich, Herr Graf?“

Mit Rührung betrachtete er die kleine Narbe über ihren Augenhilfen, die zu erblicken begann.

„Weil Sie mich fliehen, Fräulein Hilde!“

„Ich habe keinen Grund, Sie zu fliehen. Wenn ich Ihnen ausweiche, so geschieht das nur, weil ich Sie und mich nicht unnötig aufregen will!“ (Schluß folgt.)



Von der italienischen Kampfzucht: Oesterreichisch-ungarische Feldtelegraphisten im eroberten Gebiet. Phot. W.J.B.